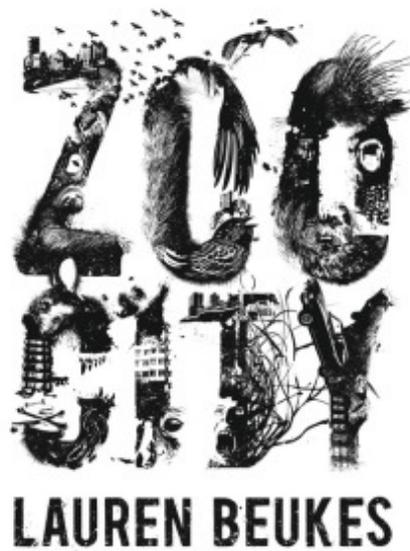


Leseprobe aus:

**Lauren Beukes**

# **Zoo City**



ROMAN

rowohlt  
POLARIS

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# LAUREN BEUKES



THRILLER

Aus dem Englischen von Judith Reker

Rowohlt Polaris

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel «Zoo City»  
bei Angry Robot/Osprey Group, Oxford.

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Januar 2015  
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«Zoo City» Copyright © 2010 by Lauren Beukes  
Redaktion Elisabeth Mahler  
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,  
nach einem Entwurf von Angry Robot Books, UK  
Illustration Joey Hi-Fi/POCKOPEOPLE.com  
Satz Documenta PostScript  
bei Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 25968 5

# TEIL 1



# 1

## *Fragen gehört sich nicht in Zoo City*

Schwefelgelb wie die Goldminenhalden steigt das Morgenlicht über der Skyline von Johannesburg auf und bohrt sich durchs Fenster. Mein ganz persönliches Bat-Signal. Oder auch nur eine Erinnerung, dass ich mir endlich Vorhänge anschaffen sollte.

Der Morgen ist angebrochen und nicht mehr zu kitten – mit einer Hand schützend vor den Augen werfe ich die Decke zurück und schäle mich aus dem Bett. Benoît rührt sich nicht, nur seine warzigen Füße ragen unter der Decke hervor wie knotiges Treibholz. Diese Füße erzählen eine Geschichte. Sie erzählen, dass da einer den ganzen Weg von Kinshasa bis hierher gelaufen ist, noch dazu mit dem Mungo vor die Brust geschnallt.

Der besagte Mungo liegt zu einem pelzigen Komma gebogen auf meinem Laptop. Der Schein der LED-Leuchte pulsiert unter seiner Nase. Als ob er nicht wüsste, dass mein Computer für ihn eine No-go-Zone ist. Ich sag's mal so: Wenn es um meine Arbeit geht, verstehe ich keinen Spaß. Anders ausgedrückt: Sie ist nicht hundertprozentig legal.

Vorsichtig hebe ich den Laptop an beiden Seiten hoch und kippe ihn über der Tischkante langsam immer schräger. Bei 30 Grad fängt der Mungo an abzurutschen. Er erwacht mit einem Ruck, und sofort beginnen die Rikki-Tikki-Tavi-Krallen hektisch zu scharren. Noch im Fallen dreht er sich so zurecht, dass er auf den Pfoten landet. Die gestreiften Schultern gebu-

ckelt und die Zähne gefletscht, faucht er mich an. Ich fauche zurück. Mungo sieht ein, dass er sich dringend seinen Flohbissen zuwenden muss.

Während Mungo sich die Flanken kratzt, ducke ich mich unter einem der Seile durch, die in Schlaufen von der Decke hängen. Sollen Amazonasdschungel-Lianen sein – ich finde, ich bin dem Original recht nahe gekommen. Dann tapse ich über den vergammelten Linoleumboden zum Kleiderschrank.

«Kleiderschrank» ist ein bisschen zu viel gesagt, so wie es zu viel der Ehre wäre, diesen nasskalten Raum mit seinem gefährlich abschüssigen Boden und nur sporadisch verlegten Rohren eine Wohnung zu nennen. Der «Kleiderschrank» ist eigentlich nur ein offener Kasten mit einem drangetackerten Stück Stoff, das meine Klamotten vor Staub schützt. Und Faultier natürlich auch. Schläfrig blinzelt er mich von der Stange an, als ich das grelle Sonnenblumenmuster zur Seite ziehe. Zwischen den Kleiderbügeln sieht er aus wie ein unförmiger Pelzmantel. Früh aufstehen ist nicht sein Ding.

An seinem Fell und seinen Klauen haftet ein moosiger Mief. Im Vergleich zu dem schmorenden Müll und schwarzen Schimmel, der zum Erbrechen stinkend das Treppenhaus hinaufwächst, riecht er allerdings erdig und sauber. Das Elysium Heights ist schon vor Jahren aufgegeben worden.

Ich greife hinter Faultier ein dunkelblaues Vintage-Kleid mit weißem Kragen raus, kombiniere es mit weißen Jeans und Flipflops und runde das Ganze mit einem limettengrünen Tuch ab. Das werfe ich über die kleinen Dreadlock-Strähnen, die so vorteilhaft das Schlachtfeld meines linken Ohrs verdecken. Nennen wir den Look «Grace Kelly gibt Sailor Moon». Was allerdings weniger über meinen Style aussagt als über mein Budget. Dabei gehörte ich immer zur Absurd-teure-Indie-Klamotten-Fraktion. Aber das war FL. Früheres Leben.

«Komm, Kumpel», sage ich zu Faultier. «Wollen die Kunden doch nicht warten lassen.» Faultier niest einmal scharf, um sein Missfallen auszudrücken, dann streckt er seine langen flauschigen Arme aus. Er klettert auf meinen Rücken und ruckelt eine Weile umständlich herum, bis er sich endlich bequem stillzusetzen. Das hat mich früher verrückt gemacht, aber mittlerweile ist es ein festes Ritual geworden in unserem Zusammenleben.

Weil ich meinen Koffeinschuss noch nicht hatte, dauert es einen Moment, bis ich das kontinuierliche Kratzgeräusch registriere – Mungo schabt mit unbeirrbarer Konzentration an der Wohnungstür.

Ich tue ihm den Gefallen, schiebe die zwei Türriegel zur Seite und öffne das Schloss, das mit einem Zauber belegt ist. Angeblich soll er Typen abwehren, deren *Mashavi* es ihnen erlauben, durch verschlossene Türen hindurchzuschlüpfen. Kaum ist die Tür einen winzigen Spalt offen, drückt sich Mungo zwischen meinen Knöcheln hinaus und tritt den Flur runter zum Gemeinschaftstierklo. Das ist leicht zu finden, es ist der stinkendste Ort im ganzen Gebäude.

«Du solltest dir wirklich eine Katzenklappe anschaffen.» Benoît ist endlich aufgewacht, auf einen Ellbogen gestützt blinzelt er mich durch die Finger seiner schattenspendenden Hand an. Das gleißende Licht, das vom Ponte-Turm zurückgeworfen wird, scheint mittlerweile auf seine Seite des Bettes.

«Wieso?», frage ich, während ich mit dem Fuß die Tür offen halte. Der Mungo wird gleich zurückkommen. «Ziehst du hier ein?»

«Ist das eine Einladung?»

«Ich sag nur, mach es dir nicht zu bequem.»

«Aha, aber was willst du mir damit *eigentlich* sagen?»

«Und komm mir bloß nicht neunmalklug.»

«Keine Sorge, *chérie na ngayi*. Richtig bequem wird's hier

nicht, dazu ist dein Bett viel zu knubbelig.» Benoît rekelte sich faul und entblößt dabei die Narbenlandschaft auf seinen Schultern und die wie zu Plastik verbrannte Haut, die sich von seinem Hals bis über die Brust herunterzieht. «Meine Liebe» sagt er immer nur auf Lingala. Das macht es leichter für mich, es zu ignorieren. «Machst du Frühstück?»

Ich zucke die Achseln. «Hab eine Lieferung.»

«Was Interessantes dabei heute?» Er liebt es, wenn ich ihm von Dingen erzähle, die Leute verloren haben.

«Ein Schlüsselbund. Und der Witwenring.»

«Ach ja. Die Verrückte.»

«Frau Luditsky.»

«Genau», sagt Benoît und wiederholt: «Die Verrückte.»

«Komm, mach hinne, mein Freund. Ich muss los.»

Benoît verzieht das Gesicht. «Ist doch noch so früh.»

«Ich meine es ernst.»

«Okay, okay.» Er wickelt sich aus dem Bett, greift seine Jeans vom Boden und zieht sich ein altes Protest-T-Shirt über, ein Erbstück aus der Altkleidersammlung der Central Methodist Church.

Ich angle Frau Luditskys Ring aus dem Plastikbecher voller ATA-Lösung. Darin hatte ich ihn über Nacht eingeweicht, um das am Ring haftende Eau de Toilette, und ich meine: Toilette, loszuwerden. Ich spüle ihn unter einem spritzenden Wasserhahn ab. Er ist aus Platin, dazu eine Reihe Saphire und ein schmaler grauer Streifen, der sich durch die Mitte zieht, das Ganze nur leicht zerkratzt. Selbst mit Faultiers Hilfe habe ich noch drei Stunden gebraucht, um das blöde Teil zu finden.

In dem Augenblick, wo ich ihn berühre, spüre ich den Zug – die Verbindung, die mich wie an einem Faden wegzieht, umso stärker, je mehr ich mich drauf konzentriere. Faultier krallt sich fester in meine Schulter, gräbt sich bis zum Schlüsselbein ein.

«Beruhig dich, Tiger!», jaule ich. Vielleicht hätte ich es ja mit einem Tiger leichter gehabt. Als ob unsereins sich das aussuchen kann.

Benoît ist schon angezogen, ungeduldig zieht der Mungo Achterschleifen um seine Knöchel.

«Bis später dann?», sagt er, während ich ihn zur Tür hinauschiebe.

«Vielleicht.» Ich lächle, obwohl mir nicht danach ist. Als er mich küssen will, schlägt Faultier ihn mit einer besitzergreifenden Geste weg.

«Ich weiß echt nicht, wer schlimmer ist», mault Benoît und duckt sich, «du oder der Affe.»

«Definitiv ich», sage ich und schließe hinter ihm ab.

An den schwarz verrußten Wänden im Treppenhaus des Elysium Heights haftet noch der schwache Geruch des Sogs, ein Geruch wie mikrowellengeschmolzenes Polyester. Wie eine Mumie ist das Treppenhaus in gelbes Polizeiband und einen Zauber gegen die Manipulation von Beweismaterial eingewickelt. Als ob die Bullen jemals wiederkämen, um hier Ermittlungen anzustellen. In Zoo City hat ein toter Zoo selbst an guten Tagen niedrigste Priorität. Die meisten Bewohner müssen jetzt die Fluchttreppe benutzen, um dieses Stockwerk zu umgehen. Aber es gibt einen schnelleren Weg nach unten. Ich habe nämlich nicht nur eine Begabung dafür, verlorene Sachen zu finden, sondern auch Abkürzungen.

Ich schlüpfte in Nr. 615, die leer steht, seit das Feuer hier durchfegte, zwänge mich durch das Loch im Boden und falle in Nr. 526, die von Plünderern total ausgeweidet worden ist. Die haben Dielen, Einbauten, Rohre abgeschleppt – einfach alles, was sich gegen einen Schuss eintauschen lässt.

Apropos: Im Gang liegt ein bewusstloser Junkie und an seiner Brust ein pelziges, dreckiges Etwas, das flach und hektisch

atmet. Glitzernde Scherben einer zerbrochenen Glühbirne knirschen unter meinen Schlappen, als ich über ihn steige. Zu meiner Zeit hat man Crack geraucht, oder wenn man richtiger Trash war, Mandrax. Ich erreiche das Ende des langen Gangs, der das Elysium Heights mit dem Aurum Place sowie mit einem intakten Treppenhaus verbindet. Oder vielleicht doch nicht so intakt. Ich stoße die Schwingtür zum Treppenhaus auf, blicke in völlige Dunkelheit, und jetzt wird mir klar, wo der Junkie die Glühbirne herhatte.

«Ist das nicht romantisch?»

Faultier antwortet mit einem Grunzen.

«Ja, das sagst du jetzt, aber denk dran: Wenn ich falle, fällst du mit», sage ich und trete ins Dunkel.

Faultier fährt Zinzi-Motorrad auf mir, die Krallen umklammern meine Schultern, links, rechts, runter, weiter runter, zwei Stockwerke runter, ab da leuchten wieder Glühbirnen. Lange wird es nicht dauern, bis auch diese ein neues Leben als *Tik*-Pfeifen antreten, aber das ist der Lauf der Dinge in den Slums, oder? Selbst niet- und nagelfestes Zeug wird neuen Verwendungszwecken zugeführt.

Nach der Treppenhaus-Klaustrophobie bin ich erleichtert, ins Freie zu treten. So früh am Morgen ist es noch relativ ruhig. Ein städtischer Reinigungswagen tuckert die Straße rauf und jagt mit Hochdruck Wasserstrahlen über den Teer, um die Verfehlungen der Nacht wegzuwaschen. Eine dieser Verfehlungen springt geschmeidig zurück, um nicht nass gespritzt zu werden, und tritt dabei fast auf den struppigen Spatz, der zwischen ihren hohen Absätzen herumphüpft.

Als sie mich sieht, zieht sie die Jeansjacke über ihren nackten Brüsten zusammen, so schnell, dass ich nicht erkennen konnte, ob sie hormoninduziert oder magisch sind. Als ich mit dem Jungenmädchen auf gleicher Höhe bin, spüre ich den klebrigen

Film von einem Dutzend Fäden verlorener Gegenstände, sie streifen mich wie die Fäden einer Seeanemone. Ich versuche, nicht hinzuschauen. Trotzdem fange ich unscharfe Eindrücke auf, wie auf einem verwackelten Foto. Ich erhasche ein goldenes Zigarettenetui, vielleicht ist es auch ein Visitenkartenetui, ein fast leeres Haschtütchen mit ganz wenig braunem Puder drin und ein Paar rote, paillettenbesetzte Pumps – echte Showgirl-Schuhe, wie wenn Alice als erwachsene Burleske-Stripperin aus dem Wunderland zurückgekommen wäre. Faultier spannt sich automatisch an. Ich streichle seinen Arm. «Geht uns nichts an, Kumpel.»

Er ist übersensibel. Das Problem mit meiner besonderen Gabe, oder soll ich es Fluch nennen, was auch immer, das Problem ist, dass absolut jeder *irgendwas* verloren hat. Rausgehen ist für mich wie mitten in ein Spinnennetz hineinlaufen, oder so, als hätte jemand Garnknäuel im Irrenhaus verteilt und die Insassen aufgefordert, alles mit allem zu verknüpfen. Bei manchen Leuten sind die verlorenen Fäden belanglose Büschel, Spinnweben, die jederzeit weggeblasen werden können. Bei anderen ist es so, als würden sie Stahlrohre mit sich herum-schleppen. Bei der Suche nach verlorenen Dingen geht es immer darum zu entscheiden, an welchem Faden man ziehen muss.

Manches Verlorene lässt sich gar nicht wiederfinden. Jugend, zum Beispiel. Oder Unschuld. Oder – sorry, Frau Luditsky – Immobilienwerte, wenn die Slums erst mal herankriechen. Andererseits ein Ring, das ist ein Kinderspiel. Ebenso: verlorene Schlüssel, Liebesbriefe, Lieblingsspielzeuge, verlegte Fotos und verschwundene Testamente. Ich habe sogar schon mal ein verschwundenes Zimmer wiedergefunden. Aber ich halte es lieber mit den simplen Jobs, den kleinen Dingen. Schließlich war die letzte substanzielle Sache, die ich mir einge-

fangen habe, eine ziemlich üble Drogensucht. Und ihr seht ja, was die aus mir gemacht hat.

Ich halte an, um mir bei einem simbabwischen Straßenhändler, der gerade seinen Stand auf dem Gehweg aufbaut, ein nahrhaftes Frühstück, lies: einen Joint zu kaufen. Während er eine Kiste mit Lutschern, Snacks und einzelnen Zigaretten zu-rechtrückt, zieht seine Frau einen Berg billiger Klamotten und noch billigerer Elektrogeräte aus zwei großen rot-blau karierten Plastiktaschen, die man hier an jeder Ecke sieht. Manchmal könnte man glauben, dass die bei der Flüchtlingsbehörde zusammen mit dem Antragsformular verteilt werden. «Hier ist Ihr vorläufiger Ausweis, hier sind Ihre Asylunterlagen und hier, vergessen Sie nicht Ihren miserabel genähten Plastikkoffer, der geht aufs Haus.»

Faultier schnalzt in mein Ohr, während ich mir eine Remington Gold anzünde (kostet halb so viel wie eine Stuyvesant, in dieser Stadt geht es nur um Schnäppchen).

«Ach komm, nur eine. Eine einzige Zigarette. Ich leb doch eh nicht lang genug, um ein Lungenemphysem zu kriegen.» Wo-bei das Emphysem nicht gerade eine unattraktive Alternative zum Tod durch den Sog wäre.

Faultier reagiert nicht, aber an der Art, wie er sein Gewicht verlagert und gegen meinen Rücken drückt, spüre ich seine Ge-reiztheit. Dafür räche ich mich, indem ich ihm den Rauch seit-lich durch den Mundwinkel in die missbilligende Pelzvisage blase. Er muss heftig niesen.

Der Verkehr wird dichter, Minibusse mit den ersten Pendler-Ladungen rasen durch die Straßen. Ich nutze die Gelegenheit für ein bisschen Marketing, klemme Handzettel unter die Scheibenwischer aller Autos, die bereits vor dem Gebäude der *Daily Truth* parken. Man muss schon ziemlich früh aufstehen, wenn man sich Nachrichten ausdenken will.

Meine Flyer finden sich an mehreren Orten. In der Stadtteil-Bibliothek. Im Supermarkt, eingezwängt zwischen Anzeigen für Putzfrauen mit exzellenten Referenzen oder gebrauchte Rasenmäher. In Hillbrow, an Wänden voller Zettel, die Wunderheilung bei Aids, billige Abtreibungen und Propheten versprechen.

**Haben Sie einen kleinen Gegenstand  
von ideellem Wert verloren?**

**Ich finde ihn für Sie,  
gegen eine angemessene Gebühr.**

**Keine Drogen. Keine Waffen.**

**Keine verschwundenen Personen.**

Bisher habe ich der Versuchung widerstanden, meine Dienste breiter anzubieten und online zu gehen. So ist es Kismet: Der Flyer wird die richtigen Leute schon finden. Wie Frau Luditsky, die mich für Samstag früh in ihre Wohnung in Killarney bestellt hatte. Es sprach für die alte Dame, dass sie nicht einmal kurz zusammenzuckte, als sie das über meine Schultern geschlungene Faultier erblickte.

«Sie müssen das Mädchen von der Annonce sein. Kommen Sie herein. Eine Tasse Tee?» Ohne auf eine Antwort zu warten, drückte sie mir eine Tasse ölig aussehenden Earl Grey in die Hand und huschte durch einen schmutzigen Flur in ein ebenso schmutziges Wohnzimmer.

In einem früheren Leben war das mal ein Jugendstil-Apartment, aber seither hatte es etwas zu viele Renovierungen erlebt. Frau Luditsky übrigens auch. Ihre Haut war so durchsichtig wie Glycerinseife, und ihre Augen glubschten einen Tick zu stark aus den Augenhöhlen, womöglich bedingt durch die Anstrengung, Gefühlsregungen zu zeigen, was ziemlich vergeblich ist,

wenn jeder vorhandene Muskel entweder mit Botulinum vollgespritzt oder glattgelasert wurde. Ihr dünnes, orangefarbenes Haar war zu einer steifen Madame-Pompadour-Tolle gegelt und sah aus wie die Kruste auf einer Crème brûlée.

Der Tee schmeckte wie durch eine Pennersocke gesiebte abgestandene Pferdepisse, aber ich trank ihn trotzdem. Wenn auch nur deshalb, weil Faultier mich anfauchte, als ich ihn heimlich in die exotische Plastikorchidee neben dem Sofa kippen wollte.

Frau Luditsky kam sofort zur Sache. «Also, mein Ring. Gestern im Einkaufszentrum gab es einen bewaffneten Überfall und ...»

Ich unterbrach sie: «Wenn Ihr Ring gestohlen wurde, bin ich nicht zuständig. Das ist ein anderes Zauber-Ressort.»

«Wenn Sie mich freundlicherwise ausreden lassen würden?», blaffte die alte Dame. «Ich habe mich auf der Toilette versteckt und meinen ganzen Schmuck abgenommen. Man weiß ja, wie euereins ist – ich meine, wie Verbrecher sind», korrigierte sie sich schnell. «Das soll keine Beleidigung der Getierten sein.»

«Natürlich nicht», antwortete ich. Tatsache ist, wir sind alle Verbrecher. Mörder, Vergewaltiger, Junkies. Abschaum. In China erhält jeder Zoo die Todesstrafe, aus Prinzip. Weil nichts auf der Welt so laut «schuldig!» ruft wie ein Geister-Vieh an deiner Seite.

«Und was passierte, nachdem Sie ihn abgenommen hatten?»

«Das ist ja das Schlimme. Ich kriegte ihn nicht ab. Acht Jahre lang hatte ich ihn am Finger. Seit der Mistkerl tot ist.»

«Ihr Ehemann?»

«Der Ring ist aus seiner Asche gemacht, verstehen Sie? Man komprimiert die Asche und gießt sie in einem haarfeinen Band in das Platin ein. Er ist absolut unersetzbar. Also, jedenfalls weiß

ich, was passiert, wenn man einen Ring nicht abbekommt. Der Cousine meines Nachbarn haben sie bei einem Überfall den Finger mit einer schrecklich großen Panga abgehackt.»

Ich wusste schon, was als Nächstes kommen würde. «Also haben Sie Seife benutzt.»

«Und er ist sofort abgerutscht, ins Waschbecken und durch den Abfluss.»

«Durch den Abfluss», wiederholte ich.

«Sagte ich das nicht?»

«Darf ich?», fragte ich und griff nach Frau Luditskys Hand. Es war eine hübsche Hand, vielleicht ein bisschen fleischig. Die Falten und die pudrige Textur machten all die Arbeit an ihrem Gesicht zunichte. Ganz offensichtlich funktioniert Botox nicht an den Händen, oder vielleicht ist es zu teuer? «Dieser Finger?»

«Ja, meine Gute, der Ringfinger. Dort tragen Leute normalerweise ihre Ringe.»

Ich schloss die Augen und drückte ihre Fingerkuppe, vielleicht ein bisschen zu fest. Der Ring blitzte kurz auf, ein verschwommener, silbriger Schein, irgendwo, wo es dunkel, nass und metallisch war. Ich schaute nicht so angestrengt hin, dass ich den genauen Ort ausmachen konnte. Von dieser Art Konzentration bekomme ich meistens eine Migräne, genauso wie von dichtem Straßenverkehr. Ich schnappte mir lediglich den Faden, der sich von der Frau abspulte und der tief in die Stadt hinein, tief unter die Stadt führte.

Als ich die Augen öffnete, blickte ich in Frau Luditskys Gesicht. Sie betrachtete mich eindringlich, so als würde sie versuchen, in mein Hirn vorzustoßen und den Schaltkreisen bei der Arbeit zuzusehen. Hinter ihrem Turmhaar stierte eine Gruppe von Porzellanfiguren reglos ins Leere. Liebliche Schäferinnen und Putten und verspielte Kätzchen und eine Truppe Flamencotänzerinnen.

«Er ist in der Kanalisation», sagte ich knapp.

«Ich dachte, das hätten wir bereits ermittelt.»

«Ich hasse die Kanalisation.» Nennen wir es die Verachtung für das Vertraute. Ihr wärt überrascht, wie viele Dinge in der Kanalisation verschwinden.

«Oh, ich bitte um Entschuldigung, Fräulein Reinlich», fuhr Frau Luditsky mich an, wobei die Wucht der Rüge durch ihre Unfähigkeit abgefedert wurde, auch nur einen Gesichtsmuskel zu rühren. «Wollen Sie den Auftrag, oder wollen Sie ihn nicht?»

Natürlich wollte ich ihn. Also zückte Frau Luditsky ihre Geldbörse für eine Anzahlung von 500 Rand. Weitere 500 zahlbar bei Lieferung. Und so kam es, dass ich wenig später im Abwasserkanal unterhalb des Killarney-Einkaufszentrums bis zu den Knien in der Scheiße steckte. Wenigstens nicht in richtiger Scheiße, die läuft durch ein anderes Rohr, aber Jahre voll trübem Regenwasser und Müll und Moder und toten Ratten und gebrauchten Präsern mischen sich auch zu einem ganz eigenen Parfum.

Ich schwöre, ich rieche jetzt noch einen Hauch davon, selbst nach der ATA-Kur. War es das wert für 1000 Rand? Definitiv nicht. Aber das Problem, wenn man *Mashavi* hat, liegt darin, dass es weniger ein Beruf als eine Berufung ist. Du kannst dir nicht aussuchen, welche Geister sich an dich heften. Oder was sie mit sich bringen.

Ich gebe einen Schlüsselbund in dem Talk-Talk-Telefonladen ab, oder genauer: in der kleinen Wohnung über dem verschlossenen Laden. Der Besitzer, ein Kameruner, ist so dankbar, dass er heute früh den Laden wieder öffnen kann, dass er mir als Bonus einen Gutschein für ein Handyguthaben verspricht. Ein Baby in einem rosa Plüschbärkostüm lugt durch seine Beine, die es mit babyspeckigen Fingern umschlingt. Wahrscheinlich dasselbe Baby, spekuliere ich jetzt mal, das im Kinderwagen auf

den Schlüsseln rumkaute, bevor es sie juchzend in den Berufsverkehr schmiss. Das bringt 50 Rand. Dieser Betrag ist typischer für meine Jobs. Frau Luditskys gibt es nach meiner Erfahrung nur wenige.

Ich laufe die Empire Road in Parktown hoch, vorbei am alten Johannesburg College für Erziehungswissenschaften. Ein paar Autofahrer hupen mich im Vorbeifahren aggressiv an. Ich zeige ihnen den Stinkefinger. Ist nicht meine Schuld, wenn sie so abgeschottet in den Vorstädten leben, dass sie noch nie einen Zoo gesehen haben. Wenigstens ist Killarney keine sogenannte *«gated community»*. Noch nicht.

Es sind noch ein paar Kilometer bis zu Frau Luditskys Block, und ich biege gerade ab von der Oxford Street mit ihrem heftigen Verkehr, der mir Kopfschmerzen bereitet, solche, die sich hinter deinen Schläfen eingraben wie Hirntermiten, als meine Verbindung abrupt und brutal abbricht.

Faultier quietscht entsetzt auf und packt meine Arme so fest, dass rund um seine langen Krallen kleine Perlen Blut hochquellen. «Ich weiß, Kumpel, ich hab's auch gemerkt», sage ich und fange an zu rennen. Ich balle meine Faust rund um den kalten Metallring in meiner Tasche, als ob ich meine Verbindung so wiederbeleben könnte. Ein ganz schwacher Puls ist noch da, aber der Faden löst sich.

Wir haben noch nie einen Faden verloren. Selbst wenn ein verschwundener Gegenstand für immer verloren ist, zum Beispiel als sich das Romanmanuskript des Möchtegern-Schriftstellers über den Teich in Emmarentia zerstreut hatte, selbst da konnte ich noch die straffgespannten Verbindungsschnüre zwischen ihm und den sich auflösenden Blättern spüren. Das jetzt fühlt sich mehr an wie eine tote Nabelschnur, die gerade zu vertrocknen beginnt.

Vor Frau Luditskys Wohnhaus stehen eine Ambulanz und

ein Polizeiwagen. Ihr Geflacker färbt das verstaubte Beige der Hausmauer rot-blau. Faultier wimmert.

«Keine Sorge», sage ich außer Atem, obwohl ich mir sehr wohl Sorgen mache, als ich mich in die kleine, dichtgedrängte Gruppe von Schaulustigen einreihe. Ich glaub, ich zittere, denn jemand fasst mich am Ellbogen.

«Alles okay, Honey?»

Ganz offensichtlich ist nicht alles okay mit mir, denn diese zwei habe ich in der Menge glatt übersehen – ein schlaksiger Engel mit riesigen dunklen Flügeln und ein smart gekleideter Typ mit einem maltesischen Pudel, der passend zum Schal am Hals des Mannes in ein absurdes Orange gefärbt ist. Der Typ trägt eine teuer aussehende Brille und einen Anzug, der so perfekt geschnitten ist wie seine messerscharf ausrasierte Tolle. Der Hund wirft mir von seinem Ende der Leine einen angeödeten Blick zu und wedelt halbherzig mit dem Schwanz. Über Faultier kann man sagen, was man will, aber wenigstens schleppe ich keine vierbeinige Klobürste mit mir rum. Und auch keinen Aasgeier, wenn ich den abstoßenden Glatzkopf richtig deute, der hinter der Schulter der Frau auf- und abtaucht und schließlich unter einem Flügel verschwindet.

Die Frau gehört in die diffuse Kategorie «alterslos androgyn». Sie ist irgendwo zwischen 32 und 58, mit Chemotherapie-Frisur – ein paar Büschel dunkler Haare kleben noch auf ihrer Kopfhaut – und zu dünn gezupften Augenbrauen. Vielleicht versucht sie auch nur, sich hässlich zu machen. Sie trägt Reitstiefel über einer engen grauen Hose und ein weißes Hemd mit aufgerollten Ärmeln. Betont wird das Hemd durch die lederen Riemen, die sich über ihrer Brust kreuzen – das Tragegeschirr für den wuchtigen Vogel auf ihrem Rücken.

«Wisst ihr, was hier los ist?», frage ich den Hund-Mann.

«Ein Mord.» Er flüstert es gut vernehmlich hinter vorgehalte-

ner Hand. «Alte Dame im zweiten Stock. Schrecklich. Obwohl sie angeblich *schrecklich* gut erhalten sein soll.»

«Weiß man schon Genaueres?»

«Noch nicht», antwortet die Frau. Ihre Stimme ertönt, völlig unerwartet, in dem whiskysamtenen Alt einer Jazzsängerin. Ihr Akzent ist osteuropäisch, russisch vielleicht oder serbisch. Beim Klang ihrer Stimme hört der Vogel auf, sich zu putzen. Ein langer Hals mit einem Kehlsack wie ein Hoden, dem die Luft rausgelassen wurde, biegt sich über ihre Schulter. Er drapiert seinen faltigen Kopf über ihre Brust und legt den langen scharfen Speerschnabel mit der Spitze in Richtung ihrer Hüfte. Also doch kein Aasgeier. Sie legt eine Hand zärtlich auf den gefleckten Kopf des Marabus, so wie man ein Kind oder einen Liebhaber besänftigen würde.

«Woher wisst ihr dann, dass es ein Mord war?»

Der Malteser-Mann grinst. «Du weißt ja auch, dass die *Mashavi* der meisten Leute nicht mit ihren Tieren korrespondieren, oder?», sagt er. «Na ja, in Amiras Fall aber schon. Aas zieht sie an. Vor allem Schauplätze, wo ein Mord stattgefunden hat, obwohl, eine schöne Auffahrkarambolage hat sie auch ganz gern. Hab ich recht, Schätzchen?»

Der Marabu lächelt zustimmend, falls man die winzige Regung des Schnabels ein Lächeln nennen kann.

Die Sanitäter kommen aus dem Gebäude, sie transportieren eine Trage mit einem versiegelten Leichensack aus grauem Plastik. Sie hieven alles in den Rettungswagen. «Entschuldigung», sage ich und bahne mir einen Weg durch die Menge. Ein Sanitäter schließt die Doppeltür hinter der Trage und macht dem Fahrer mit der Hand ein Zeichen, dass er das Blaulicht ausstellen soll. Tote haben es nicht eilig. Aber fragen muss ich trotzdem.

«Ist das Frau Luditsky dadrin?»

«Sind Sie eine Verwandte?» Der Sanitäter schaut genervt.

«Ich arbeite für sie.»

«Dumm gelaufen, in dem Fall. Sie sollten wahrscheinlich in der Nähe bleiben, die Polizei will Ihnen bestimmt ein paar Fragen stellen.»

«Können Sie mir sagen, was passiert ist?»

«Ich sag's mal so, Schätzchen: Sanft entschlafen ist sie nicht.»

Der Rettungswagen jault einmal kurz auf, dann rollt er samt Frau Luditsky auf die Straße. Ich umklammere den Ring in meiner Tasche so hart, dass sich die Saphire in meine Handfläche eingraben. Faultier schnufft sich in meine Halsbeuge, vergräbt sein Gesicht. Ich wünschte, ich könnte ihn beruhigen.

«Hässliche Sache», sagt der Malteser-Mann geheuchelt teilnahmsvoll.

«Die dich, glaube ich, überhaupt nichts angeht.» Plötzlich werde ich wütend. «Seid ihr Bullen?»

«Gott im Himmel, nein!» Er lacht. «Für den da ist es zwar sehr bedauerlich», sagt er mit einer Kopfbewegung zum Marabu, «aber Rettungswagenjagen bringt nicht wirklich Geld.»

«Es tut uns leid, dass du jemanden verloren hast», sagt die Marabu-Frau.

«Braucht es nicht», sage ich. «Ich habe sie nur einmal getroffen.»

«Darf ich fragen: Was für einen Job hast du für die alte Dame gemacht? Sekretärin? Einkäufe? Pflege?»

«Ich habe etwas für sie gesucht.»

«Hast du es gefunden?»

«Wie immer.»

«Mensch, Schätzchen, das ist aber jetzt ein *wunderbarer* Zufall! Äh, ich meine natürlich nicht wunderbar, dass deine Arbeitgeberin gerade gestorben ist. Das ist natürlich schrecklich. Aber die Sache ist die ...»

«Wir suchen nämlich auch etwas», unterbricht Marabu den Malteser-Mann.

«Genau. Danke», sagt der. «Und wenn das deine, also deine Begabung ist – ich nehme mal an, das ist deine Begabung, richtig? Dann kannst du uns vielleicht helfen.»

«Was für ein Etwas?»

«Nun, nicht direkt *etwas*. Ich meine eigentlich *jemanden*.»

«Sorry. Kein Interesse.»

«Aber du hast doch noch nicht mal gehört, worum es genau geht.»

«Brauche ich nicht. Verschwundene Personen mache ich nicht.»

«Es ist uns eine Stange Geld wert.» Der Vogel auf dem Rücken der Marabu-Frau breitet seine Flügel aus, sodass die weißen Spitzen an den dunklen Federn sichtbar werden. Mir fällt auf, dass die Flügel gestutzt und die Beine krumme, verstümmelte Stümpfe sind. Kein Wunder, dass sie ihn tragen muss. «Mehr, als jeder andere deiner Jobs einbringt.»

«Komm schon, Schätzchen. Deine Kundin ist grad abgetreten. Verzeihung, dass ich so direkt bin. Aber was willst du denn sonst jetzt machen?»

«Ich kenne euch nicht . . .»

«O Entschuldigung, wie unaufmerksam. Hier.» Die Marabu-Frau zieht eine Visitenkarte aus festem Karton aus ihrer Brusttasche und reicht sie mir zwischen zwei Scherenfingern. Ihre Nägel sind makellos manikürt. Der Text ist ohne Farbe in die Karte geprägt, ein schlichter serifenloser Font, weiß auf weiß.

## **Marabu & Malteser** Beschaffungen

«Und Beschaffungen heißt was genau?»

«Was immer du möchtest, Fräulein December», sagt Marabu.

Faultier macht ein grummelndes Geräusch in seinem Hals, als ob ich noch extra drauf hingewiesen werden müsste, wie windig das hier gerade wird. Ich versuche, Kontakt zu ihren verlorenen Dingen aufzunehmen, in der Hoffnung, irgendwas über sie zu erfahren. Denn offensichtlich wissen sie schon etwas über mich.

Malteser ist leer. Nur ganz wenige Leute sind leer. Die sind entweder krankhaft ordentlich oder ihnen ist alles egal. Trotzdem kriege ich es da jedes Mal mit der Angst zu tun. Der letzte Mensch ohne verlorene Dinge, dem ich begegnet bin, war die Putzfrau vom Elysium Heights. Sie sprang einen offenen Fahrstuhlschacht runter.

Die verlorenen Dinge von Marabu erscheinen mir mit einer ungewöhnlichen Lebendigkeit. Das muss das Adrenalin sein, das meine Sinne schärft – die ganze Hormonsuppe im Hirn macht *Mashavi* extrem wirr. Ich habe noch nie Dinge so klar gesehen. Es ist ganz komisch, so als ob jemand meinen vaselinegeschmierten Weichzeichner-Blick durch ein Paparazzi-Zoomobjektiv ersetzt hätte.

Bis ins feinste Detail sehe ich die Dinge, die an sie geknüpft sind. Ein Paar lohfarbene Lederhandschuhe für Autofahrer, weich und mit der Zeit wettergegerbt. Einem fehlt auf der Höhe des Handgelenks ein Knopf. Ein zerfleddertes Buch, Seiten fehlen, der Rest ist durch Feuchtigkeit aufgedunsen, das Cover halb abgerissen. Ich erkenne sepiafarbene Zweige, den Anfang des Titels, «Der Baum, der ...». Und eine Knarre. Dunkel und klobig, mit Retro-Rundungen wie ein schlecht gemachtes Requisit aus einer 70er-Jahre-Science-Fiction-Serie. Das Bild ist so kristallklar, dass ich die Buchstaben an der Seite ausmachen kann: «Vektor».

Während ich diskret und von ihnen unbemerkt durch ihre verlorenen Dinge schnüffle, bedrängt Malteser mich grinsend. Sein angemalter Hund grinst auch, die rosa Zunge hängt lustig zwischen seinen kleinen scharfen Zähnen runter. «Wir brauchen hier wirklich deine Hilfe. Ich würde sogar sagen, ohne dich können wir es nicht schaffen. Und es wird sehr, sehr gut bezahlt.»

«Wie soll ich das erklären? Ich mag es nicht, wenn Leute sich in meine Angelegenheiten einmischen.»

«Aber Jobangebote magst du», sagt Marabu amüsiert, «du machst schließlich Werbung.»

«Und eure *Vibes* mag ich auch nicht.»

«Ach, kümmer dich nicht um Amira, sie wirkt fies, aber in Wirklichkeit ist sie nur schüchtern. Ehrlich», sagt Malteser.

«Und kleine Hunde mag ich schon gar nicht. Also vielen Dank, aber von mir aus könnt ihr jetzt einen Ziegenkadaver ficken gehen.»

Malteser verzieht das Gesicht. «Iiih, das ist ja ekelhaft. Den Ausdruck muss ich mir merken», sagt er.

«Behalte die», sagt Marabu und zeigt auf die Visitenkarte. «Vielleicht überlegst du es dir noch mal.»

«Das werde ich nicht.»

Werde ich aber doch.